

Stillstand auf dem Weg zur einen Kirche?

Versuch einer ökumenischen Ortsbestimmung

Von Karl Lehmann

Die ökumenische Bewegung innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche bietet gegenwärtig ein so komplexes und widersprüchliches Bild, daß es jedem Analytiker der Situation den Atem verschlagen kann. Es geht längst nicht nur um theologische Einzelfragen des Gesprächs der Kirchen untereinander. Je umfassender die ökumenische Bewegung in ihrer Dynamik wurde, um so mehr wurde sie notwendigerweise in die Probleme der einzelnen Kirchen, der gesellschaftlichen Systeme und der weltpolitischen Machtkonstellationen verstrickt. Der Versuch einer ökumenischen Gewissenserforschung wird inmitten der zunehmenden Polarisierungen und Spaltungen nur dringlicher. Im vollen Wissen um die unvermeidlichen Lücken und die subjektiven Faktoren einer solchen Lageeinschätzung sollen drei Fragen gestellt und, soweit nur möglich, beantwortet werden.

I. Was ist?

Stichwortartig kann die vielerorts herrschende ökumenische »Stimmung« folgendermaßen charakterisiert werden: Zehn Jahre nach der Verabschiedung des Ökumenismus-Dekrets des Zweiten Vatikanischen Konzils ist für das Empfinden vieler der ökumenische Frühling vorüber; man spürt keine vorwärtsweisende Dynamik mehr, eher breiten sich regressive Tendenzen aus; entsprechend der festgestellten Stagnation sind die Erwartungen gedämpft; Müdigkeit und Selbstzufriedenheit schleichen sich ein. Beliebte Kurzformeln für die Situation lauten: Die Ampeln des Ökumenismus sind auf gelb geschaltet, oder »Ökumenismus macht keinen Spaß«. Andere erblicken in diesem Stillstand Anzeichen einer ersten innerkirchlichen Beruhigung. Sie sind der Ansicht, daß die ökumenische Öffnung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil Grund ist für die gegenwärtige Krise der Kirche, für das Anwachsen des Indifferentismus und für die allmähliche Bildung einer »dritten Konfession« von Christen ohne konkrete Kirche. Endlich soll der »Protestantisierung der katholischen Kirche« Einhalt geboten werden, wichtiger als der ökumenische ist der innerkirchliche Dialog zwischen den in ihrer Weise getrennten Brüdern.

Für viele Christen, quer durch alle Kirchen und Konfessionen, ist diese Lage nur eine Bestätigung für die Unfähigkeit der etablierten und institu-

tionalisierten Kirchen, das ewige Rotieren um die eigene Achse und die ständige Selbsterhaltungstendenz zugunsten einer wirklichen Öffnung aufeinander und gemeinsam zur Welt aufzugeben. Es soll sogar Ökumeniker geben, welche eine Stärkung des Ökumenismus in den bestehenden Kirchen im Grunde für unerwünscht halten, weil dies nur eine Förderung des konservativen Elementes bedeutete. Darum wollen sich nicht wenige auf lebendige Spontangruppen zurückziehen und von der »Basis« aus punktuelle ökumenische Aktionen starten. In eine ähnliche Kerbe schlägt die vielfältige charismatische Erneuerung, welche allerdings durch Weckung spontanen Glaubens auch bewußt den erstarrten kirchlichen Großgebilden unverbrauchte Kräfte zuführen will.

Ist es wirklich so? Jeder kann sich auf bestimmte partikuläre Erfahrungen berufen, die seine Analyse und seinen Standort zu bestätigen scheinen. Enttäuschungen und rückläufige Tendenzen wird man sicher nicht leugnen können. Dennoch wäre es fatal, wenn diese resignierte Grundstimmung gegen ihren ursprünglichen Willen dazu beitragen würde, das immer noch brennende ökumenische Feuer löschen zu helfen. Tatsächlich ist jedoch die dynamische Einsicht noch durchaus wirksam, daß die getrennten Christen mehr Gemeinsames verbindet als Unterschiede trennen. Das Erbe der ökumenischen Bewegung und des Zweiten Vatikanischen Konzils setzt sich – zumal auf Gemeindeebene – durch und erlahmt nicht so rasch, wie einzelne Phänomene glauben machen möchten. Freilich, es sind oft kleine Schritte. Aber sind es nicht jeweils Ziele, die vor wenigen Jahren noch unerreichbar schienen?

Stichworte genügen: Die sogenannte »Mischehen«-Regelung, die Möglichkeit einer gemeinsamen kirchlichen Trauung, die Gründung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen auf den verschiedenen Ebenen, die gemeinsame Bibelübersetzung, die Herausgabe gemeinsamer Kirchenlieder im Auftrag der christlichen Kirchen im deutschen Sprachbereich, die gemeinsam erarbeiteten Texte für die christlichen Grundgebete: Vaterunser, Glaubensbekenntnisse, wichtige liturgische Texte. Ein sicher unvollständiges und schon überholtes Buch »Ökumenische Kontakte in der Bundesrepublik Deutschland«, herausgegeben von der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche Deutschlands und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, gibt auf 160 Seiten eine Übersicht über die offiziellen Verbindungen und die vielfältige ökumenische Zusammenarbeit. Es wäre leicht, im übernationalen Bereich in ähnlicher Weise fortzufahren.

Man wird einwenden, dies alles seien nur institutionelle Krücken für längst überfällige Veränderungen. In der Tat mag es auch in den geschaffenen Einrichtungen manchen Leerlauf und unfruchtbare Geschäftigkeit geben. Ist es aber nicht auch gefährlich, von hoher Warte aus und über die faktischen Sozialbindungen der Christen hinweg immer wieder die »Geistlosig-

keit« dieser Strukturen zu predigen und zu verketzern? Kann sich dahinter nicht ein ökumenischer Spiritualismus verbergen, der die Notwendigkeit der kleinen Schritte in der Verbesserung zwischenkirchlicher Beziehungen übersieht? Ist es nicht doch eine hohe Errungenschaft, daß die getrennten Christen gemeinsame Schätze ihres Gebets- und Liedgutes auch miteinander singen und sagen können? Ist die erhebliche Verbesserung der Beziehungen zwischen den Amtsträgern verschiedener Kirchen auf Gemeindeebene nicht wichtig genug? Weiß man wirklich überall, wie eng die Kooperation in den diakonisch-caritativen Tätigkeitsfeldern der Kirchen ist?

Es scheint, daß wir sehr oft den Ausgangspunkt der ökumenischen Zusammenarbeit vergessen haben. Gleichgültigkeit und polemische Grundeinstellung, Vorurteile und Feindseligkeiten bestimmten den Konkurrenzkampf der Kirchen bis in das letzte Dorf. Noch nach Kriegsende wurden die drei einzigen evangelischen Kinder in einem katholischen Dorf wie Aussätzige behandelt und nicht selten wegen ihrer Andersheit verprügelt. In unseren Nachbarländern gingen die konfessionellen Differenzen mancherorts so weit, daß man einen protestantischen Kaninchenzüchterverein gründete oder »Römisch-katholischer Friseur« öffentlich als Firmenschild aushängte. Dies sind nicht nur groteske Einzelbeispiele, sondern alltägliche Symptome eines großen Zerwürfnisses. Vor zwei Jahrzehnten, so erzählte mir kürzlich ein Ehepaar, war die Mutter eines jungen Mannes bei der Begegnung mit ihrer künftigen Schwiegertochter höchst skeptisch, ob sie denn wirklich »protestantisch« sei, denn sie entdeckte, daß das Mädchen – in katholischer Umgebung aufgewachsen – rechts strickte, während die Protestanten doch nur links strickten. Ist im Vergleich zu solchen und anderen Dingen der Wandel nicht sogar überraschend schnell vor sich gegangen?

Diese Skizze will nicht andersartige konkrete Situationsanalysen einfach ersetzen oder rechthaberisch verdrängen. Doch gehören diese leicht vergessenen Perspektiven meines Erachtens auch zum Gesamtbild, wenn man sich in der Phase der Stagnation daran macht, nicht zuerst Klagerufe auszustoßen, sondern eine ernsthafte Lagebesinnung beabsichtigt.

II. Was hinderte?

Unvermeidlich muß man sich fragen, worin die Haupthindernisse im Gang der ökumenischen Entwicklung der letzten Jahre bestehen. Retardierende Momente, wie sie soeben aufgezählt wurden, spielen sicher da und dort – allerdings aus sehr verschiedenen Motiven – eine Rolle. Sie werden jedoch in ihrer Wirkung überschätzt. Statt dessen seien im folgenden einige hindernde Faktoren bedacht, die sonst wenig zur Sprache kommen.

1. Die amtlichen Vertreter der Kirchen haben in verschiedenen Phasen und mit unterschiedlicher Verbindlichkeit die ökumenische Bewegung offi-

ziell aufgenommen und ihre Stoßrichtung und Zielsetzung grundsätzlich in die Dynamik ihrer Kirchen eingebracht. Dies waren große Pionierleistungen, die man auch heute noch in ihrem Mut würdigen muß. Jedoch hat man zum Beispiel während und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wohl zu wenig die *Eigendynamik der offiziell bekräftigten und zugleich freigesetzten ökumenischen Bewegung* erkannt. Hier handelte es sich um eine Initialzündung, die inmitten vieler angestauter Probleme nach allen Seiten hin Funken überspringen ließ. Überall wurde Gemeinsames, das bisher verborgen war, entdeckt; die verbliebenen Unterschiede wurden zurückgestellt. Bald zeigte sich, daß für eine konsequente Weiterentwicklung der Beziehungen zwar hohe Erwartungen und große Begeisterung existierten, aber daß zu ihrer Bewältigung kaum konkrete Teilziele und wirksame Steuerungsmöglichkeiten erwogen worden sind. Man hatte zwar das Startsignal gegeben, aber die Eigenkraft des ökumenischen Gedankens unterbewertet. Das Ergebnis war auf kirchenamtlicher Seite nicht so sehr, wie man oft meint, »reaktionärer Widerstand«, sondern eher hilfloses Erschrecken über die ungeahnten Auswirkungen.

2. Heute wird deutlicher, daß die ökumenische Arbeit nach der *Realisierung konkreter Teilziele* verlangt. Die wirkliche Einheit der getrennten Christen ist sicher zuerst und zuletzt eine Gabe des Gottesgeistes. Aber hat man nicht zuviel Scheu gehabt, auch im ökumenischen Bereich nüchtern Planungen mit Angabe von Nahzielen, mittel- und langfristigen Zielsetzungen zur Bewältigung der großen Aufgaben durchzuführen? Schließlich hat man – wie auch in anderen Bereichen – die notwendigen Voraussetzungen für das Gelingen gediegener Reformwerke unterschätzt. Die Gesamtentwicklung blieb zufälligen Initiativen überlassen. Niemand kann sich gerade in Sachen der Ökumene einen kirchenamtlichen Integralismus wünschen, der alles und jedes »von oben« verordnet und auf den Marschweg bringt. Aber wer den Startschuß für die Suche nach der *einen* Kirche abgibt, muß sich mehr Gedanken machen über die »große Linie«, über zu erwartende Gefährdungen und Belastungen.

3. Wo das Globalziel nicht in überschaubare Teilziele operationalisiert und in kleine erreichbare Einzelschritte zerlegt wird, ist der Raum frei für utopische Übererwartungen. Nun braucht der Ökumenismus beim Schwergewicht der beharrenden Kräfte und bei den nicht geringen Widerständen, auf die er stößt, einen grundlegenden »Enthusiasmus« und einen pausenlosen Einsatz für das letzte Ziel. Beides wäre ungerecht: die notwendige Begeisterung mit der kühlen Reserve des Realisten abschätzig zu behandeln, aber auch die *konkrete Klugheit* und das Einhalten einer *Richtgeschwindigkeit* auf dem Weg zur Einheit als eine künstliche Verlangsamung der Prozesse zu denunzieren. Das heiße Eisen »Interkommunion« ist hier nicht zu umgehen. Warum schoß eine zeitlang alle ökumenische Kraft und Hoffnung in diesem

Stichwort zusammen? Sicher auch darum, weil Kommunionseinheit zugleich wohl die dichteste Form kirchlicher Einigung zum Ausdruck bringt und erfordert. Warum war aber gleichzeitig so wenig die Rede vom gemeinsamen Gebet, von der gemeinsamen Lesung und Meditation der Schrift? Warum sank der Kurswert gemeinsamer Wortgottesdienste, kaum hatte man damit begonnen, sofort wieder? Die großen Hoffnungen der ökumenischen Bewegung wurden so bis zu einem gewissen Grad auch um ihre inneren Spannungsmomente und den soliden Aufbau der einzelnen Phasen gebracht. Nur mühsam erreichbare Etappenziele wurden übersprungen, dafür sollte das Endziel in direktem Anstieg und kerzengerade erreicht werden. Nicht unähnlich ist es mit den theologischen Fragen zur Ämteranerkennung, wenigstens im deutschen Sprachbereich. Auch hier gab es großflächige Panoramavisionen – und herbe Enttäuschungen.

4. Man hat immer schon gewußt, daß die Frage der Einheit und Spaltung der Christen durch viele *nicht-theologische Faktoren* bedingt ist. Es gibt kaum ein neueres ökumenisches Dokument, in dem dieser Gedanke fehlt. Dennoch ist diese Einsicht in den konkreten Erwartungen kaum wirksam. Ein Beispiel dafür: Ein namhafter evangelischer Theologe erklärte mir den wahren Grund seiner tiefen Enttäuschung über die Stagnation der ökumenischen Prozesse damit, daß er in den letzten zehn Jahren (nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil gerechnet) eine reale Chance für die Aufhebung der abendländischen Kirchenspaltung erblickt hätte. Dieser Satz war sicher nicht leichtfertig ausgesprochen. Man mußte zunächst eher über die Weiträumigkeit und möglicherweise auch über die geringere Engagiertheit der eigenen Vorstellungen erschrecken. Dennoch stellt sich unvermeidlich die Frage, ob hier nicht das Beharrungsvermögen geschichtlicher Entwicklungen von Jahrhunderten und die Zählebigkeit gewachsener konfessioneller Kulturen, die Überwindung von Vorurteilen und die Veränderungsmöglichkeit gewohnheitsmäßiger Verhaltensstrukturen zu gering erachtet und verharmlost wurden. Man kann mit solchen Argumenten freilich auch das aus anderen Motiven gespeiste »Bremsen« ökumenischer Kooperation und Verständigung ideologisch begründen. Aber sollte man nicht vor solchen Prognosen mit größter Nüchternheit die Erfahrungen der Geschichte und der Humanwissenschaften befragen? Ihre Antworten dürfen nicht verhindern, daß der christliche Glaube seine eigene Kraft entfaltet, indem er rascher und intensiver als sonstwo die geronnenen Strukturen der Welt überwindet, gleichwohl können solche Erfahrungswerte vor *vermeidbaren* Enttäuschungen schützen.

5. Vielleicht hängen manche aufgetretenen Hindernisse auch mit der *Einschätzung der Theologie im Kontext ökumenischer Kooperation* zusammen. Nun soll beileibe nicht behauptet werden, der Ökumenismus sei heute durch ein Zuviel an Theologie gefährdet. Eher ist das Gegenteil der Fall. Die Theo-

logie kann sich nie genügend bemühen, das Ausmaß der Differenzen zwischen den Kirchen kritisch zu überdenken und nach Möglichkeiten abzubauen. Es gibt jedoch eine andere Versuchung der Überschätzung der wissenschaftlichen Theologie als Motor im ökumenischen Gespräch. Die Theologie steht ohnehin immer in Gefahr, ihre Theorien vom Glaubenszeugnis der Kirche und von ihren leuchtenden Lebensgestalten abzulösen und in problematischer Weise zu freischwebenden Aussagen umzubilden. Versuche einer Synthese in Richtung gemeinsamer und bleibender Grundüberzeugungen noch diesseits aller konfessioneller Unterschiede sind notwendig. Darin besteht auch das Verdienst zum Beispiel von Werken wie »Neues Glaubensbuch«. Jedoch kann nicht übersehen werden, daß eine *abstrakte* Synthese gemeinsamer Haltungen und Meinungen noch längst nicht Herz und Geist der Christen für sich gewonnen, ihre Bewährungsprobe in einer gemeinsamen kirchlichen Lebenswelt noch nicht bestanden hat und darum einstweilen nur ein relativ »künstliches« Angebot bleibt. Wenn aber der gelebte Glaube durch solche Einigungsversuche aus der theologischen Retorte voreilig diskreditiert wird, dann kann in den Kirchen gleichsam über Nacht ein erschreckend leergewordener Hohlraum sichtbar werden, ohne daß an die Stelle konfessioneller Grundüberzeugungen schon eine auch vollziehbare Glaubensgemeinschaft getreten wäre. Gerade die hochgezüchtete wissenschaftliche Theologie unseres Sprachraums muß sich fragen, ob sie bei ihrer Distanz zum Glaubenszeugnis, zur Spiritualität und zur Caritas-Diakonie auf einer genügend breiten Basis steht und ob sie nicht in einer Verkennung ihrer Leistungsmöglichkeiten das machbare Konstrukt überschätzt und die Gefahren der freischwebenden, ja sogar »manipulierenden« Herrschaft über die Sprache des konkreten Glaubens unterschätzt. Täuschungen aus solchen Gründen sind sicher auch eine Quelle für Hindernisse und Blockierungen wahren ökumenischen Fortschritts.

III. Was tun?

Die Verbesserungen, die sich aus der Einsicht in bisherige »Fehler« ergeben, sind in den eben erwähnten Hindernissen schon indirekt mitgenannt. Darum werden in diesem letzten Abschnitt nur einige Perspektiven formuliert, die bisher nicht mit derselben Deutlichkeit zur Sprache kamen.

1. Die *kleinen Schritte müssen von den großen Zielen her beflügelt bleiben*. Sonst erschöpfen sie sich in unfruchtbarer Reformtaktik und in wenig konsequenten Planspielen. Neuerdings wurde mit Recht die Dringlichkeit der Frage herausgestellt, welche konkreten Schritte die Kirchen auf dem Weg zur Einheit tun müssen (vgl. besonders die Vorbereitung und Durchführung der »Faith and Order«-Sitzung des Ökumenischen Weltrates der Kirchen in

Accra 1974). Dieses Thema wird sicher in nächster Zeit eines der wichtigsten, wenn nicht das vordringliche Problem ökumenischer Theologie sein. Gelegentlich versteht man die Eröffnung dieses Fragenkomplexes als die Ablösung der bisherigen ökumenischen Dialog-Phase. Wenn damit gemeint ist, daß ein wenig gezielter Dialog Verbindlichkeit und Konsequenzen erzeugen soll, kann man einer solchen Interpretation nur zustimmen. Sollte aber gemeint sein, die Phase gegenseitigen Sichkennenslernens und des Streits um die Wahrheit solle endlich zu Ende gebracht werden, dann kann man einer solchen Auffassung nur mit aller Energie widersprechen. Man muß sogar die gegenteilige These vertreten, daß nun die Stunde des fordernden und verwandelnden Dialogs zwischen den Kirchen erst beginnen wird. Auch im Bereich gegenseitigen Sichkennenslernens warten noch ungezählte Möglichkeiten. Wir kennen andere Kirchen aus Büchern und von einzelnen Mitgliedern her, aber wir haben eine *nur geringe Einsicht in die täglichen Lebensvollzüge und die eher verborgenen spirituellen Glaubensüberzeugungen*. Theologisch im engeren Sinne mag vieles »aufgearbeitet« sein, aber gerade jene Elemente, die zu einer kirchlichen Gemeinschaft gehören, liegen oft noch im unerforschten Schatten. Dazu gehören vornehmlich gottesdienstliche Handlungen und Spiritualität. Man betrachte nur, wieviel über gegenseitige Ämteranerkennung geredet und geschrieben wird und wie wenig zum Beispiel bisher die geltenden Ordinationsformulare als amtliche Zeugnisse der Kirchen dabei eine Rolle spielten. Was wissen zum Beispiel die Theologiestudenten des deutschen Sprachraums durchschnittlich über die Lebensvollzüge anderer Kirchen? Für die allermeisten sind Anglikaner »Protestanten« und Methodisten eine »Sekte«. Aber was weiß man auch in »gehobenen« ökumenischen Kreisen zum Beispiel vom finnischen Luthertum? Wer weiß genügend, wieviel gemeinsames geistliches Gut (vom Stundengebet angefangen) in verschiedenen evangelischen Gemeinschaften lebendig ist? Eines ist sicher: *Das wirkliche Sichkennenslernen fängt erst an*. Und wer über diese Phase erhaben zu sein glaubt, schadet der ökumenischen Bewegung. Es scheint, daß dabei im deutschsprachigen Raum ein besonderer Nachholbedarf besteht.

2. *Wer ernsthaft mit dem anderen in einen Dialog tritt, muß sich wandeln lassen*. In den letzten Jahren waren manche ökumenische Gespräche davon geprägt, daß man sich mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner begnügte, weil man der tieferen gegenseitigen Herausforderung auswich. »Anerkennung« im gängigen Sinn setzt oft ein beiderseitiges Festhalten am »Status quo« voraus. Man einigt sich auf eine »mittlere Linie«, ohne durch die Andersheit des Partners, durch seinen Reichtum und durch seine Fragen zu wachsen. Dies setzte natürlich ein noch entschiedeneres Sichkennenslernen voraus. Falsch verstandene Schonung, taktische Überlegungen und Prestigeverhalten haben oft den harten, aber unerbittlichen Dialog gestört oder verhindert. Dieser Dialog sollte nicht einfach mit der »positivistischen« Aner-

kennung des Anderen enden, sondern alle ökumenischen Gesprächspartner müssen sich nach vorne hin von der gemeinsamen Wahrheit her verändern lassen. Die Einigung auf den kleinsten Nenner und das Ausblenden vorhandener Unterschiede hilft am Ende niemand, sondern macht nur alle ärmer. Fehlt es bei uns nicht zuerst am »geistlichen« Ökumenismus, der eine radikale Erneuerungsbereitschaft in allen Dimensionen christlichen Lebens und über alle Schwierigkeiten hinweg voraussetzt?

3. *Der Dialog setzt die Achtung des anderen Partners voraus.* Dies bedeutet nicht nur menschlichen Respekt, sondern fordert auch ein Interesse für die Eigenart des Anderen. Der Dialogpartner ist in höchstem Maß daran interessiert, daß eine Kirche im Gespräch ihre eigenen Konturen und ihre unverwechselbare Prägung zeigen kann. *Identitätsverlust eines Partners behindert den Dialog.* Dabei ist freilich nicht eine in sich geschlossene und immune, »runde« Identität gemeint, die sich der Zerrissenheit der einen Kirche durch die Spaltung der Christen in ihrem Gewicht – auch für sie selbst – gar nicht bewußt ist. Aber ein wirklicher Dialog hat nur Sinn und lohnt sich, wenn der Partner durch einen erkennbaren und erklärten Wahrheitsanspruch und durch eine konkrete identifizierbare Gestalt eine wirkliche Herausforderung darstellt. Hier entsteht allerdings eine schwierige Situation: Wir haben entdeckt, daß uns mehr Gemeinsames verbindet, als Unterschiede uns trennen. Je geringer unter dieser Voraussetzung die Differenzen werden, um so schwieriger wird der Dialog. Es besteht die Gefahr, daß immer weitere Unterschiede beigebracht werden, welche keinen Rang haben. *Sorge um die eigene Identität darf nicht zu einer »Profilierung« um jeden Preis führen.* Die eigene oder fremde Andersheit muß auf Herz und Nieren in ihrer theologischen und geistlichen Legitimation überprüft werden. Sie ist kein Selbstzweck, sondern soll der Fülle und dem Reichtum des christlichen Glaubens Ausdruck geben. Darum sind auch alle Methoden der »Reduktion« in ökumenischer Hinsicht problematisch (ohne damit freilich die Aufgabe der »Hierarchie der Wahrheiten« und die Konzentration der Glaubensausagen preisgeben zu dürfen!). Es ist nicht zuletzt eine Chance des ökumenischen Dialogs, daß jeder Partner auch auf seine eigene Identität kritisch reflektiert. Die Selbstfindung im Angesicht des Gesprächspartners fordert einem selbst wesentlich mehr ab, als wenn man mit sich und seinesgleichen allein umgeht. Aber ist es dann gut, wenn wir offenkundige Differenzen, auch wenn sie nicht kirchentrennend sind, übergehen, verschweigen oder geringschätzen (vgl. die »mariologischen« Dogmen)? Wer redet heute noch über den Ablaß? Kann man diese Fragen im Ernst unaufgearbeitet liegen lassen?

4. Wenn der gemeinsame Dialog ernsthaft, repräsentativ und verbindlich ist, fordert er *Konsequenzen*. Das ökumenische Gespräch hat, soweit es von Fachtheologen geführt wird, eine Grenze erreicht. Freilich bleibt noch viel

zu untersuchen und zu besprechen. Die Gesprächsergebnisse bedürfen auch nicht nur der Verbreitung und der Diskussion an der »Basis«, sondern sie müssen vor allem von den Kirchenleitungen aufgegriffen und überprüft werden. Darum sind *offizielle Lehrgespräche und Verhandlungen zwischen den Kirchenleitungen* in absehbarer Zeit nicht zu vermeiden, wenn die ökumenische Bewegung nicht Schaden leiden soll. Zu definitiven Fortschritten bei der Überwindung der christlichen Spaltungen sind solche Verhandlungen unerlässlich. Dies setzt natürlich voraus, daß die einzelnen Kirchen Kriterien darüber haben, unter welchen Voraussetzungen eine gegenseitige Anerkennung als Kirche Jesu Christi möglich ist. Diese offiziellen Verhandlungen werden theologisch orientiert sein, aber sie werden gerade nicht-theologische Faktoren in einem hohen Maß mitberücksichtigen müssen. Ohne die Aufnahme offizieller Gespräche wird der amtlich gebilligte Ökumenismus der Kirchen ungläubwürdig.

Die Wegstrecke zu diesen Zielen mag noch weit sein. Aber das Ziel lohnte jede Anstrengung. Nicht wir schaffen die Einheit, sondern der Herr der Kirche gebietet die Einheit seiner Jünger und schenkt uns für unsere Bemühungen die Verheißung des Geistes. Der »zweite Mut« zum Ökumenismus, der die erfahrenen Enttäuschungen überwindet, ist schwerer als der charismatische Aufbruch der ersten Stunde, den man ohnehin nicht »planen« kann. Für diesen »zweiten Mut« bedarf es aber vor allem neuer und unentwegter Pioniere.